Nebraska

Staats-Anzeiger und Herold.

Jahrgang 32. Grand Island, Nebr., 17. Mai 1912 (Zweiter Theil.) Nummer 40

Arbeit.

Von Sopie Kloerß.

Bist Du am Tempel der Menschheit kein Meister,
Bleibe geduldig; tröste Dich fein:
Müssen am Werke auch Handlanger sein;
Führen können nur wenige Geister.

Kannst Du dem Tempel nicht Säulen errichten,
Schlag einen Eckstein, füge ihn ein.
Sind Deine Hände zu schwach für den Stein —
Karre den Sand, hilf ihn graben und schichten.

Wird Dich Keiner je preisen und nennen,
Birgt sich Dein Tagwerk tief drunten im Dunkel
Fern von des Tages Licht und Gefunkel —
Tausende bauten, die wir nicht kennen.

Alle die Mauern im Grunde tragen
Doch den gewaltigen Tempelbau,
Und die Stunden, drückend und grau,
Magst Du es tröstend Dir selber sagen:

„Klein und eng ist mein Leben gewesen;
Dennoch — es war nicht umsonst gelebt.
In dem Werk, das zum Himmel strebt,
Ist auch ein Körnchen von meinem Wesen."

Das Pariser Tschungel.

Zu den alten Schönheiten der holden Lutetia ist eine neue hinzugekommen. Sie überrascht durch eine Räuberromantik, die entzückend malerisch und großzügig ist wie alles, was diese wundervolle Stadt schafft. Ihr Banditenwesen verhält sich zu dem der Abruzzen wie ein modernster Sechzigpferdekräfter zur biederen Postchaise der Urgroßvaterzeit. Es arbeitet nicht mit finsteren Schluchten und unheimlichen Hohlwegen, mit fettigen Spitzhüten, die verschlissene Hahnenfedern schmücken, und löcherigen Mänteln, deren Zipfel emphatisch über die Schulter geworfen ist, mit trichterähnlichen Trabucos und plumpen Dolchen, und was noch mehr dergleichen Dekorationen und Requisiten rückständiger Provinztheater sind. Der Pariser Räuber ist ein Gentleman von tadellosen Formen. Er würde höchstens durch seine ausnahmsweise gewählte Kleidung auffallen, wenn der Blick nicht durch mittelamerikanische Rastaquouères gegen übermäßige Mannes-eleganz abgestumpft wäre. Er übt seine Kunst nicht in einsamen Winkeln, wo es nie geheuer ist, und verschmäht den Schutz der Nacht. Zum Schauplatz seiner Taten wählt er am liebsten eine Hauptverkehrsader in den sonnigsten Tagesstunden und zurzeit des gewaltigsten Menschengewühls. Er hat sein Auto, das um so brillanter ist, als er es mit sorgfältiger Auswahl und Kennerschaft stiehlt, und führt die vollkommensten und teuersten Revolver, die die heutige Luxuswaffenfabrikation liefert.

So ausgerüstet und bewaffnet schießt er Kassenboten am Eingang von Großbanken nieder, um ihnen ihre Geldtasche mit einem Vermögen abzunehmen, erlegt vor dem St. Lazare-Bahnhof, wenige Schritte vor der Oper, Schutzleute wie von einem Jagdwagen herab, fährt an der Madeleine vorbei, durch die Rue Royale, über den Concordienplatz, durch die elysäischen Felder, wie in der Apotheose eines Triumphzuges durch die staunengelähmte und schaudernde Menge, um glorreich in der Gegend des Triumphbogens zu verschwinden. Er zuckt die Achsel über die Geheimniskrämerei altmodischer Spitzbuben und lächelt über Hinterhalt, Beschleichung, Ueberrumpelung und dergleichen naive Buschklepper-methoden. Er vollzieht seinen Aufmarsch und Angriff mit militärischer Offenheit, fast sagte ich, mit kriegerischem Pomp, wobei übermütiges, betäubendes Hupen die Regimentsmusik ersetzt. Er unterhält ein wohlgenährtes Feuer und stellt das Gefecht erst ein, wenn er sein taktisches Ziel erreicht hat. Er hat noch keine Artillerie; das kommt vielleicht noch; aber er sprengt verschlossene Ladentüren mit Bomben offen. Diskretion übt er erst beim Abgang, um sich lästiger Neugier zu entziehen.

Was ich hier in vereinfachten Umrissen zeichne, das sind nun allerdings Gipfelleistungen der Virtuosen des Straßenraubes. Doch auch die kleinen, die alltäglichen Operationen der gewöhnlichen Strolche erheben sich ansehnlich über das durchschnittliche Mittelmaß. Die Gauner, die es nicht über die Routinefertigkeit gebracht haben, entreißen Schauspielerinnen auf dem großen Boulevard um Mitternacht, wenn das Publikum wimmelnd aus den Theatern strömt, ihre Handtasche. Sie treten Mittags in Läden der belebtesten Passagen und leeren kaltblütig vor den mundaufsperrenden Verkäuferinnen die Geldlade. Sie besuchen vornehme Privathotels des Faubourg St. Germain, holen sich die kostbarsten Einrichtungsstücke heraus, packen sie ruhig und sorgfältig auf Wagen und fahren davon. Auf Mord haben es die praktischen und gesetzten Leute der Verbrechergemeinschaft nicht oft abgesehen. Dieser ist nur ein Sport der leichtsinnigen und übermütigen Apachen, die, wenn sie in später Nacht- oder früher Morgenstunde ihre Bars im Faubourg Montmartre und um die Hallen verlassen, auf dem Heimweg zur Kurzweil gern einem Bourgeois das Messer in die Brust stechen oder eine Revolverkugel in das Hirn einführen. Was hat er auch zu ungehöriger Zeit auf der Straße zu suchen?

Neben dem Pariser Banditen höheren Stils macht die Polizei keine gute Figur. Das ist natürlich. Wer die Talente hat, mit denen allein man dem Banditen überlegen wäre, der würde sich mit der bescheidenen Stellung eines Schutzmannes oder Geheimagenten nicht begnügen. Der Polizist versieht sein Amt, der Bandit folgt einem Drange. Jener hat im besten Falle Diensteifer, dieser immer die Leidenschaft des Liebhabers. Der Bandit ist ein Mechaniker ersten Ranges und ein unvergleichlicher Chauffeur. Er fährt verwegen und sicher und bessert alle Schäden seines Autos rasch und vollkommen aus. Er ist ein ausgezeichneter Schütze, der auch im Schnellfeuer sein Ziel nicht leicht verfehlt, und ein Turner, der es im Laufen, Springen und Klettern mit Berufsakrobaten aufnimmt. Wie soll in all diesen Künsten ein armer Bursche von Polizisten gegen ihn bestehen, dem die Gesellschaft für ihre Verteidigung 110 Francs monatlich bezahlt?

Mr. Roosevelt hat einmal den Ausspruch getan, es sei notwendig „gefährlich zu leben". Das geflügelte Wort wurde viel wiederholt. Man schrieb ihm einen hohen erzieherischen Wert zu. Man verkündete den Vorsatz, sich nach ihm zu bilden. Doch nun, da die Pariser zur Erkenntnis gelangt sind, daß sie tatsächlich „gefährlich leben", werden sie mit einem Male nervös und weigern sich schroff, dunkle Helden stündlicher Abenteuer zu sein. Ihrem Bedürfnis nach starken Aufregungen und blutstarrenden Erlebnissen genügen die Kinotheater vollauf. Da können sie nach Herzenslust in handgreiflich nahegerückten, blutig lebenswahr vor ihnen abrollenden Begegnungen mit Tigern und Löwen, Kämpfen mit Einbrechern und Raubmördern, Menschenjagden, Knebelungen und Lynchungen schwelgen. Wenn sie aber dann auf den Boulevard hinaustreten, wollen sie nicht unter dem Gesetz des Dschungels stehen. Auf jeden Zeitungsbericht über ein neues Heldenstück der Pariser Banditen antwortet ein Aufschrei der Angst und des Zornes. Abgeordnete interpellieren die Regierung. Eine Flut von Zuschriften, die der Polizei Unfähigkeit vorwerfen, strömt den Blättern zu. Die Behörde verliert ein wenig den Kopf und erläßt sonderbare Anordnungen, zum Beispiel die, daß die Schutzleute die Luftreifen der Autoräder mit ihrem Säbel durchhauen sollen, wenn der Lenker auf ihren Anruf nicht sofort hält. Dieser Polizeibefehl scheint dem alten, bewährten Volksrezept für den Fang der Vögel durch Bestreuen ihres Schweifes mit Salz nachgebildet zu sein. Den Banditen, die vielfache Beweise geliefert haben, daß der Sinn für Humor bei ihnen gut entwickelt ist, hat diese Vorschrift des Polizeipräfekten zweifellos viel Spaß bereitet.

Woher kommt die Zunahme der Verbrecher und ihre erstaunlich wachsende Verwegenheit? Was ist der Grund der Verwilderung des Pariser Tages- und Nachtlebens und des Hereinwucherns des Dschungels in die prunkvollen Boulevards und Avenuen? So fragt man allenthalben, und nachdenkliche Geister sind bei ihrem Suchen nach der Ursache der alarmierenden Erscheinung zu bemerkenswerten Ergebnissen oder Annahmen gelangt. Das Pariser Apachentum ist eine Spätfrucht der aus Rußland bezogenen Schwiemelei für Gesellschaftsfeinde. Die reich genährte tägliche Verbrecherchronik der Zeitung ist der ferne Nachhall der Literatur Dostojewskis, Tolstois und Gorkis.

Henri de Regnier und Graf de Mun haben neulich um die Wette den Vicomte Melchior de Vogué wegen seines Buches „Le Roman russe" gepriesen, das Frankreich mit einem ihm bis dahin unbekannten Schrifttum vertraut machte. Seine Wirkung war in der Tat ungewöhnlich groß. Es erwarb nicht nur den Romanen Tolstois und Dostojewskis Leser, sondern auch ihren Lehren oder ihrer Weltanschauung eine Gemeinde. Es schuf den Tolstoismus. Junge Muttersöhnchen mit Alfred de Musset-Haartracht und Byron-Halsbinden, Fräulein aus bester Familie mit hinter Botticelli-Coiffuren versteckten Ohren bekannten sich als Anhänger der neuen Heilskünder aus dem Zarenreiche. Ende der Achtzigerjahre war es die große Mode der vergoldetsten Salons, zwischen dem Tee und der Orangeade in sanft säuselnden Lauten und mit himmelnden Wendungen zu lehren: „Widerstehe nicht dem Uebel. Reiche deinem gefallenen Bruder die Hand. Richte nicht, auf daß du nicht gerichtet werdest." Man verliebte sich in die Pennbrüder und Landstreicher. Man schwamm und tauchte in der Kaschemmen- und Nachtasylpoesie.

Das war die Zeit, als der Montmartrewirt Bruant zu einer Art Klassiker emporgeschwindelt wurde und mit der Verzapfung von unflätigen Rotwälschgedichten, ungenießbarem Bier und persönlicher Flegelei gegen seine wonnesabbernden Gäste in Frack und Soireetoilette Millionär werden konnte und als selbst Yvette Guilbert, die seitdem ihren Geschmack so sehr veredelt hat, ihre Haupttriumphe mit dem Liede „A Ménilmontant" errang, worin die Abenteuer Gigolettes aus den Vorstädten mit unerträglichem Pathos allen Ernstes als eine Seelentragödie behandelt wurde. Diese Dichtung fand ihre Verbildlichung in einer Kunst, deren bekanntester Pfleger Toulouse-Lautrec war und die ihre Anekdoten und Gestalten einzig in den Nachtcafés und Tanzlokalen der äußeren Boulevards, unter dem männlichen und weiblichen Gesindel der Pariser Festungswälle, der „Fortifs" suchte. Mit den Reimern und Zeichnern wetteiferten Theoretiker, die sich Philosophen und Soziologen nannten und sich krampfhaft um den Ruhm mühten, „verständnisvoll" zu sein. Sie stellten eine höchst überlegen tuende, doch kindisch alberne Dialektik in den Dienst des Anarchismus, bekannten sich hochmütig zum souveränen Individualismus Max Stirners und Ibsens, der nur das eigene innere, doch kein fremdes, äußeres Gesetz gelten läßt, und machten mit einer Bewunderung der Vagabunden und Verbrecher Staat, die angeblich zugleich das Beispiel der heldenmütigen Rückkehr zur Einfachheit, zur Wahrheit, zum untrüglichen Instinkt, zur Natur gaben. Verlaine zerfloß zwischen zwei Absinten in Rührung über die Landstreicher, „deren einziges Gut das Gold ihres Blickes ist" und schmachtete sie an und die Ansassen seiner Kaffeehaustafelrunde blökten dieses sentimentale Schafsgemecker nach, während sie eine Träne zwischen den Lidern zerdrückten.

Man konnte über diesen Snobismus der alles begreifenden und alles verzeihenden Milde und Nachsicht der unbegrenzten Nächstenliebe und allgemeinen Brüderlichkeit, namentlich den Enterbten, Unwissenden, Haltlosen, gegenüber lächeln. Die Verständigen taten es auch. Sie hielten die Modenarrheit für harmlos. Aber sie irrten sich. Der Tolstoiismus blieb nicht auf die Salons der Verständnisvollen, auf die Künstlerkabaretts von Montmartre und auf die Wochenschrift vom Chat noir beschränkt. Er drang in das Theater, den Roman, die Tagespresse ein und erzog das Publikum in seinem Sinn. Er schuf eine besondere moralische Atmosphäre. Er bildete eine öffentliche Meinung, die sich immer weitere Kreise untertan machte. Der Richter von Chateau Thierry, Monsieur Magniaud, erwarb durch tolstoiisierende Urteile, die vom Obergericht immer aufgehoben, doch von Chroniquers hochgepriesen wurden, einen Ruhm, der über die Grenzen Frankreichs, ja über die unseres Erdteils drang und wurde in beiden Welten unter dem Ehrentitel des „guten Richters" bekannt. Er begann unter seinen Amtsgenossen Schule zu machen. Viele Richter ahmten sein Beispiel schüchtern nach, und die Geschworenen, die nicht diese berufliche Zurückhaltung übten, folgten rüstig der von ihm eingeschlagenen Richtung, gingen in ihr jedoch weit über ihn hinaus. Die anstößigsten Freisprechungen wurden die Gewohnheit der butterweichen Schwurgerichte, bei den niederträchtigsten Verbrechen entdecken sie „verständnisvoll" mildernde Umstände, die Gerichtshöfe wetteiferten in der Milde ihrer Urteile, die verhängten Strafen wurden mangelhaft oder gar nicht vollstreckt und in der Regel nach kurzer Buße durch Begnadigung aufgehoben. Das Gesetz schreibt die Deportierung mehrfach rückfälliger Verbrecher vor. Man unterließ sie, weil das tropische Klima der Strafkolonien der kostbaren Gesundheit der „bons vieux voleurs" schaden konnte. Todesurteile wurden kaum mehr gefällt und jedenfalls nie vollzogen. Der Scharfrichter Deibler sah sein Amt als einen Ruheposten an und ließ das Fallbeil rosten. Jugendliche Gewohnheitsverbrecher mit zahlreichen Verurteilungen vor der Einziehung zum Heeresdienste wurden nicht mehr in die Sahara-Strafkompagnien geschickt, da dies die Ehre kränken konnte; man war so rücksichtsvoll, sie in den europäischen Regimentern zusammen mit ihren unbescholtenen Altersgenossen dienen zu lassen. Die französische Strafrechtspflege verlor alle Schrecken. Sie war barmherzig, sie war liebevoll, kurz: ganz nach dem Herzen des Vicomte Melchior de Vogué, ganz nach den Lehren des „Roman russe".

Die Verbrecher aber, ja, die Verbrecher, die waren keine Tolstoiisten. Der Tolstoiismus gefiel ihnen ausgezeichnet bei den anderen, sie selbst machten keinen Gebrauch von ihm. Sie wußten mit trefflicher Anpassung aus der Mode der Gefühlsduselei vollen Nutzen für sich zu ziehen. Sie sahen sich von den „Verständnisvollen" so gut verstanden, sie fühlten bei den Snobs und Klugschwätzern so viel Nachsicht und Liebe für sich, daß sie sich keinen Zwang mehr auferlegten. So erklärt sich die erstaunliche Vermehrung der Apachen, die Verwegenheit der Strolche, das Dschungel in Paris. Die Banditen im Auto lesen keine russischen Romane, trotz der rührend schönen Rolle, die sie darin spielen. Sie vertiefen sich in die Sherlock Holmes- und Nick Carter-Literatur. Sie sind Individualisten mit wenig Theorie, doch um so reicherer Praxis.

In der öffentlichen Meinung bereitet sich augenscheinlich ein Umschwung vor. Verlaines „guter, alter Dieb und milder Vagabund" beginnt eine sehr schlechte Presse zu haben. Die Geschworenen gewöhnen sich ab, die angeklagten Strolche im Herzen oder laut für die Vergehen um Verzeihung zu bitten, die die böse Gesellschaft an diesen armen unschuldigen Opfern der bestehenden Ordnung begangen hat. Die Richter fällen wieder Todesurteile, die Obrigkeit läßt dem Gesetze seinen Lauf, Deibler hat seine Maschine wieder in Stand setzen müssen und erhält häufig Gelegenheit, zu praktizieren. Die einzige Besorgnis ist jetzt, daß man in der Reaktion unnötig weit geht, und daß auch die Gesellschaft ein wenig die Dschungelsitten der Raubtiere in angemaßter Menschengestalt annimmt.

Man hört manchmal den Einfluß der Literatur auf das Leben leugnen. Welcher Irrtum! Die Erfindung der Einbildungskraft formt zu oft die Wirklichkeit, ästhetische und philosophische Verirrungen münden gelegentlich in die Verbrecherchronik hinüber und ein Salonsnobismus kann sehr wohl in Apachengroßtaten enden.

Paris, im März.

Max Nordau.

Ein seltsames Abenteuer,

das in der Geschichte der Menagerie wohl einzig dasteht, ist der Tierbändigerin Morelli zugestoßen, die augenblicklich mit Bostocks „Jungle" durch England reist. Einer ihrer Jaguare hatte sich schon in Birmingham unruhig gezeigt und war bei der Vorstellung in Nottingham ungehorsam. Frau Morelli wollte ihn also ein wenig zur Raison bringen. Kaum aber hatte sie die Tür des Käfigs hinter sich zugemacht, als das offenbar schon lange höchst gereizte Tier auf sie losprang, sie niederwarf und mit seinen Krallen bearbeitete. Frau Morelli schrie gellend auf, und die Kameraden stürzten von allen Seiten herbei. Bevor sie aber noch eingreifen konnten, hatte sich etwas Seltsames begeben: Pascha, der Lieblingsjaguar der Morelli, hat sich mit wildem Sprung auf den Angreifer der Tierbändigerin geworfen und ihm sein furchtbares Gebiß in den Nacken geschlagen. Vor Schmerz aufheulend, ließ der andere seine Beute fahren und rang nun mit Pascha, der aber bedeutend stärker war und seinen Gegner wohl vernichtet haben würde, wenn nicht die Zirkusleute, die inzwischen Frau Morelli befreit hatten, die beiden wilden Bestien getrennt hätten.

Schade.

A.: „Der Schriftsteller Kritzel ist doch wirklich ein Original!"

B. (Redakteur): „Seine Beiträge sind es aber leider nicht!"

Im Eifer.

Wirt (im Zorn über einen Zechpreller): „So ein gemeiner Kerl, kommt ohne jeden Heller herein — wenn er wenigstens noch was Ordentliches verzehrt hätte!"

Sr. Durchlaucht.

Humoreske von Dr. phil. Maximilian.

Abends 11 Uhr.

Große Aufregung herrscht in dem sonst so friedlichen Gebirgsstädtchen A. Die Honorationen, vom Herrn Bürgermeister angefangen, laufen, nein rennen von einem Haus zum anderen. Nach und nach wird überall Licht. Sogar die Straßenlaternen werden angezündet, ganz entgegen der städtischen Vorschrift, da doch Vollmond im Kalender. — Dreimal schon hat der Bürgermeister an der Haustür des Stadtschreibers geklingelt. Endlich, endlich rührt sich etwas am Fenster. Aber Mensch, so machen Sie doch auf, ruft in höchster Erregung das Stadtoberhaupt seinem, durch die Störung im ersten Schlaf nicht gerade angenehm berührten Famulus zu. Endlich kommt er heraus, im Schlafrock und barfuß.

Stadtschreiber, Herr College, nein diese Ehre. Wissen Sie es denn wirklich noch nicht?

Se. Durchlaucht, der Fürst Wilhelm von Waldenburg ist mit dem letzten Zuge hier angekommen und in der „Krone" abgestiegen.

Bst. Bst. Er ist ganz incognito. Selbstverständlich müssen wir ihn morgen früh offiziell begrüßen. — — Und beide machten sich nun an die Ausarbeitung des Festprogrammes. Etwas Großartiges mußte es werden. Zwar ist es nicht der eigene Landesvater, das schadet aber nichts, die hohen Herrschaften kennen sich alle sehr gut untereinander, und eine warme Empfehlung beim Landesherrn würde sicher folgen. Dem Herrn Bürgermeister machte nur die Wahl seines Anzuges großes Kopfzerbrechen; eigentlich mußte er ja als Haupt der Stadt Sr. Durchlaucht im Frack und Cylinder gegenübertreten. Ja, er war aber auch Vorstand vom Militär-Verein, Kommandant der Schützengilde und Hauptmann der Freiwilligen Feuerwehr. Da war nun guter Rat teuer. Endlich entschied sich die Frau Bürgermeister, die ja, wie böse Zungen behaupteten, sowieso die Stadt regiere, für Civilanzug.

* * *

Am nächsten Morgen 9 Uhr.

Im offenen Viereck stehen sie vor der „Krone".

Links der Militär-Verein und die Schützengilde, rechts die Feuerwehr, dann die anderen Vereine und Vereinelchen, und endlich in der Mittelfront die Schulkinder. In der Mitte des Quadrats steht, von zwölf weißgekleideten Ehrenjungfrauen im Alter von 13—30 (oder mehr — Anmerkung des Setzerjungen) Jahren umgeben, gleich einem Feldherrn, der Herr Bürgermeister, hie und da noch Anordnungen treffend.

Es wird halb nach neun, es wird zehn Uhr, der Vorhang am Fenster im Zimmer seiner Durchlaucht ist noch immer unten. Allerdings, solche hohe Herrschaften schlafen mitunter gern ein bischen lange. Die Strahlen der Hochsommersonne meinen es immer besser, dem Stadtgewaltigen wird der Kragen schon weich. Er schwitzt, vielleicht auch vor lauter Angst, daß er in seiner Begrüßungsansprache stecken bleibt. Mittlerweile ist es elf Uhr geworden, das ist doch schließlich selbst für einen Fürsten lange genug. Der Bürgermeister giebt das Zeichen, die Musik spielt einen kräftigen Tusch. Da endlich geht der Vorhang in die Höhe. Se. Durchlaucht öffnet das Fenster und deutlich kann man das Erstaunen auf deren Gesicht lesen. Das hatte er sicher nicht erwartet. Aller stille Aerger über das lange Warten war vergessen beim Anblick des hohen Herrn.

Die Musik ist zu Ende, die Schulkinder singen unter Leitung des Kantors „Heil Dir im Siegerkranz!"

Se. Durchlaucht scheint tief ergriffen.

Nun kommt der große Moment. Feierliche Ruhe. Entblößten Hauptes tritt der Herr Bürgermeister drei Schritt vor und beginnt:

„Durchlauchtigster Fürst, Allergnädigster Fürst und Herr!

Als Oberhaupt dieser Stadt ist mir die ehrenvolle Aufgabe zuteil, Ew. Durchlaucht im Namen der Stadt ebenso ehrerbietigst wie untertänigst willkommen zu heißen — — usw."

Glänzend war es gelungen, nicht ein einziges Mal war er stecken geblieben. Donnernde Hochs, Präsentiren der Schützengilde, kräftiger Tusch und nicht endenwollendes Hüte- u. Tücher-Schwenken. Als nun die Ruhe endlich wieder hergestellt ist, tritt des Bürgermeisters Töchterlein vor, knixt tief und sagt ein Begrüßungsgedicht her. Es ist zwar dasselbe, was der jemalige Schützenkönig jedes Jahr zu hören bekommt; der Herr Kantor hat es in aller Eile, dem heutigen Zweck entsprechend, etwas umgemodelt.

Se. Durchlaucht hatte alle Huldigungen mit sichtlich freudigem Erstaunen an sich vorübergehen lassen. Kein Wort hatte er bis jetzt zu sprechen vermocht — ja, ja, die Ueberraschung mochte auch zu groß gewesen sein. Da zieht er sich zurück, ob er wohl herunter kommt? Alles sieht gespannt nach der „Krone".

Jetzt kommt der Kronenwirt, so schnell es sein umfangreiches Körpergewicht erlaubt, direkt auf den Bürgermeister zu. „Bürgermeister, Du sullst glei' mol ruff zum Ferschte kumme!" ruft er ganz außer Atem. Aha, jetzt kommt der Dank! Die gnädige Frau Bürgermeister ist tief ergriffen über die ihrem Ehegesponst zuteil gewordene hohe Ehre und nimmt sich ganz im Stillen vor, ihm bei seinem nächsten langen Ausbleiben des Nachts keine Gardinenpredigt mehr zu halten. Totenstille herrscht auf dem ganzen Marktplatz, Alles ist gespannt und erwartungsvoll.

Endlich, endlich kommt er zurück, — doch, was ist geschehen? bleich und mit gesenktem Haupte? Se. Durchlaucht hatte doch so huldvollst zu lächeln geruht?

* * *

Niemand hat es je erfahren, was bei dieser „Audienz" gesprochen worden ist. Auch konnte man sich nicht erklären, warum der hohe Herr mit dem nächsten Zug so plötzlich wieder abreiste; freilich hohe Herren haben mitunter ihre Launen. —

Mit Stolz zeigt aber heute noch der Kronenwirt, der sein Hotel umgetauft hat in „Zur Fürstenkrone", das sogenannte „Fürstenzimmer". Daß er dazu eine Berechtigung hat, weist sein Hotelbuch auf, da drinnen steht es klar und deutlich:

„Wilhelm Fürst aus Waldenburg."

Daß der „Hohe Herr" nur ein simpler Weinreisender mit Namen Fürst war, geht über seinen Horizont.

Allerlei über Liebe und Ehe.

Napoleon I.: Was ist Liebe? Eine Leidenschaft, die das Universum beiseite schiebt, um nichts zu sehen als den geliebten Gegenstand.

Hermann Bahr: Die Liebe ist ein Tischgespräch, eine Grammophonplatte, nichts anderes. Und dabei ist sie ein heiliger Götterstrahl, der schlägt und trifft und zündet, oder sie ist zwei Seelen und ein Gedanke, zwei Herzen und ein Schlag.

Andersen: Die Liebe ist eine Kinderkrankheit gleich den Blattern. Einige sterben daran, andere werden verunstaltet, wieder andere behalten nur kleine Narben, und endlich bei den meisten bleibt keine Spur von der Krankheit zurück.

Goethe: Wer mir den Ehestand angreift, wer mir durch Wort, ja durch Tat diesen Grund aller sittlichen Gesellschaft untergräbt, der hat es mit mir zu tun; oder wenn ich ihm nicht Herr werden kann, habe ich nichts mit ihm zu tun. Die Ehe ist der Anfang und der Gipfel aller Kultur.

Emanuel Geibel: Die Liebe gleicht dem April: — Bald Frost, bald fröhliche Strahlen, — Bald Blüten in Herzen und Thalen, — Bald stürmisch und bald still, — Bald heimliches Ringen und Dehnen, — Bald Wolken, Regen und Tränen; — Im ewigen Schwanken und Sehnen, — Wer weiß, was werden will!

Jean Paul: Wenn das Weib liebt, liebt es in einem fort, der Mann hat dazwischen zu tun.

Friedrich Rückert: In einer guten Eh' ist wohl das Haupt der Mann, — Jedoch das Herz das Weib, das er nicht missen kann.

Theodor Roosevelt: Ich betrachte die Ehe als eine Genossenschaft, bei der jeder Teilhaber in Ehren verpflichtet ist, sowohl an die Rechte des Andern als auch an seine eigenen zu denken.

Wilhelm von Humboldt: Die Frische der Jugend ist die wahre Grundlage der Ehe.

Friedrich von Schiller: Selig durch die Liebe, — Götter, — durch die Liebe — Menschen Göttern gleich! — Liebe macht den Himmel — Himmlischer, — die Erde — Zu dem Himmelreich.

Die Kantippe.

Nachbar (ironisch zu dem spät heimkehrenden Ehemann): „Und das lassen Sie sich gefallen, daß Ihre Frau den Wassereimer über Sie ausschüttet?"

„Ich kann ja sonst nicht in's Haus .... in dem Eimer liegt der Schlüssel!"

(Aus: Meggendorfer Blätter.)